

16 Jeder Mensch besitzt verschiedene Identitäten durch seine ethnische und soziale Herkunft, seine Religion, seinen Beruf, seine politische Einstellung oder seine persönlichen und sozialen Neigungen. Welche Bedeutung er ihnen zukommen lässt, entscheidet er selbst. Es ist nicht hinnehmbar, dass andere seine Identität eindimensional festlegen, denn jeder Mensch ist ein komplexes und beziehungsreiches soziales Wesen.

Was uns am Zaubern fasziniert, ist die Verwandlung von ein und demselben Objekt in ein anderes, ohne dass wir wissen, wo das vorherige geblieben ist. Scheinbar entsteht etwas aus sich heraus und verschmilzt mit dem neu Entstandenen. Es ist wie im Traum: Wir sind es selbst und doch ein anderer. Als würden wir nach vorne schauen, blicken wir zurück in das zuvor Verdrängte. Doch die Gestalten und Dinge, die uns dort begegnen, scheinen wie von einer gänzlich anderen Welt zu sein. Und doch sind es nur wir selbst, die da waren. Denn wir sind mit uns selbst identisch. „Ich bin. Aber ich habe mich nicht. Darum werden wir erst.“¹ So beginnen die *Tübinger Einleitungen in die Philosophie* des deutschen Philosophen Ernst Bloch. Um zu werden, müssen wir aus uns heraustreten, fährt Bloch fort. „Der Mensch besonders ist auf diesen steten Weg nach außen angewiesen, damit er überhaupt nur wieder auf sich zurückkommen könne und so bei sich gerade die Tiefe finde, die nicht dazu da ist, dass sie in sich, ungeäußert bleibe.“² Um sich als Ich zu formen, braucht der Mensch die Außenwelt, den anderen, der ihm, wenn er sich äußert, antwortet.

¹ Ernst Bloch, *Tübinger Einleitungen in die Philosophie I*, Frankfurt am Main 1963, S. 11.

² ebenda.

Das Neugeborene sieht sich außerstande, ohne die Versorgung und Ansprache durch einen anderen Menschen zu überleben. „Auch im übertragenen Sinn ist der Mensch in seiner eigenen Haut nackt geboren und bedarf fremder bekleidender Stoffe, um sich genau in seiner eigenen Nähe zu wärmen, ja zu betonen.“³ So entpuppt sich im realen Leben das Kleid oder die Hose, die wir anziehen, als eine zweite, schützende Haut, mit der wir unser Selbst nach außen tragen. Deshalb ist deren Auswahl auch oft so mühsam, weil wir wissen, dass wir es sind, die dort drinstecken und uns damit blicken lassen. Kleidung, so lehrt uns die Psychologie, ist der offensichtlichste Ausdruck unseres Selbst. Die Mode und alle ihre Accessoires sind sinnbildlich erschaffen worden, um zwischen uns und andere Personen als Inspiration zu treten. Sie verweisen auf eine coole, elegante, legere oder verführerische Figur, die wir sein wollen und in dem Moment auch sind, weil wir sie uns zu eigen gemacht haben und weil sie ein Teil unserer Identität geworden ist. Auch kleiden wir uns mit Attributen, die uns von anderen unterscheiden sollen oder erkennbar Zugehörigkeiten signalisieren. Dazu zählen die Uniform, die Robe, das Trikot, die Kopfbedeckung und alle erkennbaren und subtilen Zeichen wie Marken oder Stilelemente, die von anderen identifiziert werden können und potentiell eine Zuordnung zu einer Personengruppe ermöglichen. Wir tragen Kleidung zugleich für uns und für die, die um uns sind. Und doch erleben wir uns - sofern wir uns nicht vereinnahmen lassen - als ein unverwechselbares Ich, das mit uns in seiner Einzigartigkeit identisch ist. Identität entsteht in unserem Inneren. Sie kommt jedoch erst zur Geltung, indem wir sie im Außen durch andere wahrnehmen. Wenn die Balance von Innen und Außen gelingt, sind wir in der Lage, um es noch einmal mit den Worten von Ernst Bloch

³ ebenda.

uns in unserer „eigenen Nähe zu wärmen“⁴ .

Diese spezifische Form der Selbstwahrnehmung, so Bloch, entsteht, historisch betrachtet, erst mit der Arbeitsteilung, indem „mit der Ausbildung von Herr und Knecht, mindestens der Herr ein in sich zentriertes Ich-Gefühl entwickeln konnte“⁵. Das ist eine Auffassung, die auf den deutschen Philosophen Georg Wilhelm Friedrich Hegel zurückgeht, der in seiner Phänomenologie des Geistes von 1807 die These entwickelt, dass Herr und Knecht in einem dialektischen Verhältnis zueinander stehen. Der Knecht ist zwar Knecht aufgrund seiner erzwungenen Unterordnung, der Herr ist jedoch von der Anerkennung seiner Herrschaft durch den Knecht abhängig, um seinen Status zu rechtfertigen. Hierin sieht Hegel die Quelle des Selbstbewusstseins, der Identität, dessen Elemente aus dem „Für-sich-sein“ (Herr) und dem „Für-anderesein“ (Knecht) erschlossen werden. Hegels Ausführungen über das Verhältnis von Herr und Knecht haben für das Thema der Macht und der gegenseitigen Anerkennung in sozialen Beziehungen grundlegende Impulse geliefert.⁶

In diesem Kontext hat bereits der deutsche Philosoph Johann Gottlieb Fichte auf den Umstand verwiesen, welche Bedeutung das Prinzip der Anerkennung im Hinblick auf die Freiheit des Einzelnen hat: „Keines kann das andere anerkennen, wenn nicht beide sich gegenseitig anerkennen: und keines kann das andere behandeln als ein freies Wesen, wenn nicht beide sich gegenseitig so behandeln.“⁷ Mit der

⁴ ebenda

⁵ a.a.O. S. 44.

⁶ vergl. Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Phänomenologie des Geistes, Frankfurt am Main 1975, S. 145ff.

⁷ Axel Honneth: Anerkennung. Eine europäische Ideengeschichte, Berlin 2019, S. 161.

Einführung dieser intersubjektiven Perspektive unterstreicht Fichte den Anspruch auf eine Begegnung von Gleichwertigen, was zweifellos auch als ein politisches Postulat im Hinblick auf die Emanzipation des Bürgertums im frühen 19. Jahrhundert zu verstehen ist. Der deutsche Sozialphilosoph Axel Honneth verweist in seiner europäischen Ideengeschichte zum Leitbegriff „Anerkennung“ auf die Sonderrolle des Bürgertums im politisch zersplitterten Deutschland des 17. und 18. Jahrhunderts: „Das Bürgertum war aufgrund des langen Überdauerns feudaler Herrschaftsstrukturen außerhalb der freien Städte politisch ohne Macht geblieben, verfügte aber im Unterschied zu vielen anderen Ländern Europas gesellschaftlich über hohes Ansehen, da es für die Verwaltung, die Erziehung und das kulturelle Leben hohe Verantwortung besaß und daher als unersetzbar galt.“⁸ Im Gegensatz etwa zu Frankreich rekrutierte sich die Schicht der Gelehrten, Philosophen und Künstler in den deutschen Ländern beinahe ausnahmslos aus dem Bürgertum. Sie waren dabei allerdings darauf angewiesen, dass sie - wie etwa Gottfried Leibniz oder Johann Wolfgang von Goethe - eine Anstellung an einer von Adelshäusern finanzierten Universität, in einem adligen Privathaushalt oder an einem Fürstenhof erhielten. Aus diesem Grund ist es nicht verwunderlich, dass die philosophische Idee der gegenseitigen Anerkennung schließlich in den Gedanken und die Forderung nach der Gleichstellung und Gleichwertigkeit aller Bürgerinnen und Bürger mündete.⁹

Es ist das große Verdienst Hegels, dass er für die Idee der Anerkennung „eine Verkörperung in der realhistorischen Welt“¹⁰ findet. Nach

⁸ Axel Honneth, a.a.O. S. 133.

⁹ vergl. Axel Honneth, a.a.O. S. 135.

¹⁰ Axel Honneth, a.a.O. S. 169.

seiner Auffassung „ist es die Liebe zwischen Mann und Frau, in der sich im alltäglichen Umgang unter konkreten Menschen spiegelt, was es heißt, sich wechselseitig als „freie Wesen“ anzuerkennen.“¹¹ Für diese Form der wechselseitigen Anerkennung verwendet Hegel den Topos des „Bei-sich-selbst-Seins im Anderen“¹². Damit ist gemeint, dass die Selbstvergewisserung oder das Empfinden der eigenen Identität sich in besonderer Weise durch und mit dem selbst gewählten anderen realisiert. Das setzt allerdings voraus, dass der Einzelne bereit ist, sich gegenüber dem anderen in einer bewussten Selbstbeschränkung zu üben, um ihm den Spielraum zu geben, auch seinen eigenen Interessen und Bedürfnissen nachzugehen. Indem sich beide Subjekte diesen Möglichkeitsraum zugestehen, akzeptieren sie zugleich ein normatives gesellschaftliches Verhalten und bestätigen, wie Axel Honneth ausführt, „ihre Mitgliedschaft in einer Gemeinschaft vernunftbegabter Wesen“¹³. Die wechselseitige Anerkennung ermöglicht es den Individuen, „ihre Freiheit in einer von der sozialen Gemeinschaft gebilligten Weise auszuüben“¹⁴.

Es ist letztendlich diese Freiheit, die in einem sozialen und liberalen Rechtsstaat seinen Bürger:innen gewährt wird. Sie beruht im Prinzip auf der gegenseitigen Anerkennung von Normen, die verfassungsrechtlich garantiert werden. Die Formulierung „Die Würde des Menschen ist unantastbar“ in §1 des deutschen Grundgesetzes beinhaltet die Erkenntnis, „dass jeder Mensch exemplarisch einen Wert verkörpert, der unsere Achtung verlangt und uns daher auf die

¹¹ a.a.O. S. 170.

¹² a.a.O. S. 171.

¹³ a.a.O. S.187.

¹⁴ ebenda.

auf die Realisierung unserer egozentrischen Absichten verzichten lässt“¹⁵, erläutert Axel Honneth. Daraus folgt: Nur indem wir den anderen in seiner Einzigartigkeit achten, haben wir einen Anspruch auf die Achtung unserer eigenen Person. Kultur entwickelt sich in der Konfrontation und Auseinandersetzung mit dem anderen. Wird das andere ausgegrenzt, so wird auch das Fremde in uns ausgegrenzt und wir werden uns dadurch selbst zum Feind. Jede Herabwürdigung, jede Diskriminierung oder Ausgrenzung des anderen verbietet sich unter diesen Vorzeichen. Es ist deshalb auch nicht akzeptabel, wenn die Identität einer Person von anderen eindimensional festgeschrieben wird.

Insbesondere dann nicht, wenn in ethnisch und religiös motivierten bürgerkriegsähnlichen Konflikten, wie zurzeit zwischen dem israelischen Staat und der palästinensischen Terrororganisation Hamas, einzelne Personen aufgrund ihrer Herkunft, Religion oder der ihnen zugeschriebenen Identität für etwas verantwortlich gemacht werden, das sie persönlich gar nicht beeinflussen können. Vielmehr beinhaltet die Betonung der Menschenwürde, dass jeder Mensch gemäß seinen Fähigkeiten, seiner kreativen Energie, seinen Talenten und seiner dem Leben zugewandten Neugierde ein Recht auf seinen individuellen Ausdruck hat. Das bedeutet in erster Linie, einem anderen Menschen die Chance zur Entwicklung, zur Verwandlung, zur Erprobung verschiedener Identitäten zu gewähren. Paradoxerweise findet weltweit eine kontinuierliche Ausdifferenzierung der Identitäten statt, während gleichzeitig durch die Globalisierung die Gemeinsamkeiten und Überschneidungen zunehmen. So kommt der französisch-libanesischer Autor Amin Maalouf zu der Annahme, „dass die

¹⁵ a.a.O. S.146.

derzeitige Entwicklung beizeiten einer neuen Auffassung von Identität zum Durchbruch verhelfen könnte: eine Identität als Summe aller unserer Zugehörigkeiten, unter denen die Zugehörigkeit zur menschlichen Gemeinschaft immer mehr an Bedeutung gewänne, bis sie eines Tages unsere wichtigste Zugehörigkeit darstellt, ohne dabei unsere vielfältigen individuellen Bezüge auszulöschen.“¹⁶

In besonderem Maße ist dabei die Erziehung gefordert, den Raum dafür zu schaffen, dass Kinder auf der Suche nach ihrem eigenen Selbst spielerisch verschiedene Rollen erproben und dabei zugleich die Welt als Ganzes erkunden. Und es ist natürlich die Bühne, wo schauspielerische Darbietungen, artistische Vorführungen oder Zauberkünste präsentiert werden und im Spiel mit verschiedenen Identitäten Resonanzräume voller Überraschungen zwischen Darsteller:innen und Publikum entstehen. So möchte man rufen: Kommt also, liebe Leut', lasst uns in den Zirkus geh'n./ Dort gibt es immer was zu seh'n./ Da wird der Mann mit dem Gewehr /gleich als Clown mit einer Blume steh'n. Auf der anderen Seite vollziehen sich die Veränderungen unserer Identität im Prozess des Lebens oft unbemerkt, ohne großes Getöse. So spricht der französische Philosoph Francois Jullien von der notwendigen Aufmerksamkeit „für die stille Verwandlung, die ohne unser Wissen wirkt und deren Ergebnis wir erst im Nachhinein feststellen.“¹⁷ Das, was wir werden, ist oftmals nicht genau definiert, sondern gekennzeichnet durch „nicht abgrenzbare Zustände des Übergangs, in denen sich eins unmerklich ins andere umwandelt.“¹⁸ Was für ein Kunststück! Wir sind es selbst und doch ein anderer geworden.

¹⁶ Amin Maalouf, Mörderische Identitäten, Frankfurt a.M. 2020, S. 91/92.

¹⁷ Francois Julien: Existierend Leben, Berlin 2022, S. 115.

¹⁸ ebenda.